

Zeitschrift: Scholion : Bulletin
Herausgeber: Stiftung Bibliothek Werner Oechslin
Band: 14-15 (2023)

Artikel: Die Bibliothek und ihre Bücher - des Menschen Nahrung
Autor: Oechslin, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1044527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Abb. 3: Guiljelmus Saldenus, De Libris Varioque eorum Usu et Abusu Libri Duo, Amsterdam: Ex Officina Henrici & Viduae Theodori Boom, 1688, Kupfertitel

DIE BIBLIOTHEK UND IHRE BÜCHER –
DES MENSCHEN NAHRUNG

[2001]

Der moderne Zugriff auf die Bücherbestände per Computer, das Herauslösen der einzelnen Information, der scheinbar so unbegrenzte Zugang zu allem und jedem lässt zuweilen die physische Wirklichkeit des Buches mitsamt seinen unverkennbaren Vorzügen vergessen. Die Metapher des Buches als Nahrung suggeriert dessen Notwendigkeit. Von dem ist auszugehen, wenn man vom Buch und der Bibliothek mehr als bloße Informationsbeschaffung und Dienstleistung erwartet. Das 'mehr' ist das Wesentliche: ein Blick in die Geschichte von Buch und Bibliothek lässt schnell erkennen, dass dieser Mehrwert ununterbrochen in systematischer Ausrichtung, versuchter Gesamtheit und damit natürlich im Abbild menschlicher Kultur gesucht und bei gleichbleibendem Ziel in tausendfacher Brechung und Variation erbracht wird. Buch und Bibliothek formen ein wesentliches Kapitel menschlicher Wissenskonstituierung, und dies in Rücksicht auf Veränderung und stetigen Wandel. Ihnen kommt deshalb ein bedeutender kulturgeschichtlicher Stellenwert zu. Das ist kaum bestritten, aber gleichwohl wenig erkannt und selten genug aus diesem Blickwinkel heraus beschrieben und dokumentiert. Ein solcher Versuch führt aber notwendigerweise zur Feststellung einer erstaunlichen Nähe von Buch, Bibliothek und Kulturbegriff selbst, und dies betrifft Wesentliches: das notwendige Zusammengehen umfassend systematischen Ausgreifens und stets gegebener Einschränkung, die damit verknüpfte Einheit eines begrifflich-erdachten und eines individuell-bestimmten, geschichtlichen Seins und nicht zuletzt – aus diesem Geschichtlichen erst hervorgehend – die Konkretheit des Zeitlichen, der immerwährenden Veränderung. Gerade damit kontrastiert im Blick auf alte Bücherbestände häufig das äussere Vorurteil. Und gleichwohl ist nichts lebendiger als gerade dies, die stets in Veränderung begriffene und immer wieder neu gefasste Vergegenwärtigung des Ganzen aus seinen Teilen. Das erfährt notwendigerweise, wer diese Nahrung zu sich nimmt.

Die Bücher seien “l'aliment & la nourriture”, Nahrung und Ernährung, schreibt Claude du Molinet, der Bibliothekar der Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris, zu Beginn seines berühmten, aufwendig gedruckten Sammlungskataloges (Abb. 4–5).¹ Man spricht gelegentlich von ‘geistiger Nahrung’; aber die Vorstellung von Büchern und Bibliotheken wird denn doch meist nicht so nahe an die elementarsten Bedürfnisse des Menschen herangerückt. Ganz im Gegenteil! Mit dem Buch – insbesondere mit dem alten – verbindet sich häufig genug die Vorstellung von Vergangenen, von Staub und Moder. Was sich in Bibliotheken findet, ist nach einem verbreiteten Vorurteil abgelegt, rückwärtsgewandt, verblichen, hat sein Leben verwirkt. In einer Welt, in der trotz gegenteiliger Beteuerungen der Augenblicksvorzug, die “Neutönerei” das äussere Geschehen beherrscht, scheint das in schierer Konsequenz eine ausgemachte Sache zu sein.

Vorurteile! Auch die Euphorie einer bald alles Reale ersetzenden virtuellen Welt ist längst abgeflacht. Die Vorzüge einer physisch wirklichen Welt sind unverkennbar und so schnell nicht zu ersetzen. Diese Erkenntnis hat auch vor dem Buch und der Bibliothek nicht haltgemacht. Gerade ältere Bibliotheken, wie sie beispielsweise in barocken Klöstern von Mafra bis Strahov dem staunenden Publikum vorgezeigt werden, lösen offensichtlich eine ganz besondere Faszination aus. Plötzlich sehen Augen (wieder), dass gesammeltes Wissen Körper und Raum geworden ist, dass Bücher eine wie auch immer strukturierte Ordnung bilden, die sich – zuerst architektonisch abgebildet – dem visuellen und haptischen Zugriff unmittelbar erschliesst. Wenige jener Bibliotheksbesucher wissen, dass sie mit solchen ersten, scheinbar naiven Eindrücken schon sehr nahe bei den Vorstellungen sind, die Bibliotheksgründer und Bibliothekare seit dem Bestehen von Bibliotheken selbst entwickelt und für die Anordnung des gesammelten Wissens festgelegt haben. Darüber gibt die Geschichte der Bibliotheken umfassenden Aufschluss. Die virtuelle Welt der modernen Information drohte uns dies vergessen zu lassen. Jetzt, durch den Informationsüberfluss, durch die Wissensinflation, durch die neue Unübersichtlichkeit und durch die daraus resultierenden Mängel sensibilisiert, werden die Augen für die sinnlich wahrnehmbare Wirklichkeit der Bücher und des Wissens wieder geöffnet: Wissen zum Anfassen im ganz wörtlichen Sinne.

Wie aber sollen die Bücher als “aliment” und “nourriture” und nicht bloss als Kuriosität begriffen werden? In den Räumen des ehemaligen Klosters Ittingen im Schweizer Kanton Thurgau hat der amerikanische Künstler Joseph Kosuth im Jahre 1999 unter dem Titel “Die verstummte



Abb. 4: Claude du Molinet, *Le Cabinet de la Bibliothèque de Sainte Geneviève* [...], Paris: Antoine Dezallier, 1692, Taf. 3

Bibliothek“ eine Installation gezeigt: auf Bodenplatten gravierte er in monumentaler Form den alten Bibliothekskatalog von 1717 ein. Eine Kritikerin bemerkte, der Effekt von Grabplatten würde sich einstellen. Sie sprach von „Grabplattenästhetik“ und stellte zurecht fest, dass durch den monumental inszenierten Katalog die Bibliothek selbst nicht besser greifbar sei als zuvor. Dann aber folgerte sie allzu schnell: „Würde die Bibliothek denn zu uns sprechen, wenn sie noch vollständig vorhanden wäre? Wohl kaum, eben weil sich die Ordnung des Wissens geändert hat.“ Die Kritikerin beanstandet die Musealisierung der Bibliotheks-idee durch die künstlerische Umsetzung von Joseph Kosuth. Aber bei der Beurteilung der möglichen Wirkung der Bibliothek übersieht sie, dass – wäre die Bibliothek 1848 nicht aufgehoben, sondern weiter benutzt und gepflegt worden – die Ordnung sich natürlich, notgedrungen gewandelt hätte. An ihrer Wahrnehmung von etwas „Verschmöktem“ sei wohl die „echte Kathedrale“ schuld, meint sie. Damit bestärkt sie den Eindruck, dass hier in erster Linie die Aura und weniger das wirklich gegebene Monument diskutiert wird. Ist die Bibliothek als reale Vorstellung so entrückt, wie dies hier dargestellt wird?

“Grabplattenästhetik”, Kathedrale? Das ist weder als Nahrung noch zum Anfassen gedacht. Viel eher scheint hier beides, Kunst wie Kunstkritik, vornehmlich mit sich selbst beschäftigt – im Kunstjargon ‘selbstreflexiv’ – zu sein. Der “ästhetische Blick” schafft letztlich Distanz und die ist hier, da wir den tatsächlichen Zugang zum Buch suchen, keineswegs erwünscht.² Als Ende 1999 in Kopenhagen die neue Königliche Bibliothek der dänischen Architekten Schmidt, Hammer & Lassen eingeweiht wurde, schrieb eine prominente Tageszeitung unter das entsprechende Bild “halb Kaaba und halb Villa Malaparte”. Man hätte ja auch einfach feststellen können, dass in diesem Bau dekonstruktivistische Verformung und neue Körperlichkeit – wie beispielsweise in einigen Bauten von Herzog & de Meuron – pünktlich und zeitkonform eine neue Einheit eingingen. Weshalb also der Verweis auf Arabien und Capri? Offensichtlich assoziiert und begünstigt die Bindung an die Funktion Bibliothek solche esoterischen und hermetischen Bilder.³ Immerhin ist auf diese Weise wenigstens die äussere Hülle dieser Bibliothek auf auffällige Weise wieder ins Bewusstsein gerückt, genauer: der sinnlichen Wahrnehmung wieder zugeführt worden.

Ist dies Zufall? Die Künste scheinen heute oft genug ihre Aufgabe darin wiedererkannt zu haben, dass sie der Welt die – anderweitig unsichtbaren oder verlorengegangenen – emotionalen und intelligiblen Werte wieder erfahrbar machen. Zuweilen gewinnt man gar den Eindruck, dass die Menschen in die Kunstaussstellung oder ins Kino gehen müssen, um wieder auf die Möglichkeiten ihrer Sinneswahrnehmung hingewiesen zu werden. Die Künste haben die Aufgabe der Re-Sensibilisierung des homo sapiens in Zeiten scheinbar durchrationalisierter Wirklichkeit längst entdeckt. Wenn ein Architekt und Künstler wie Ben Nicholson monatelang der laurenzianischen Bibliothek Michelangelos nachspürt, um eben dort der Ordnung – ganz unabhängig davon, ob diese aktuell sei oder nicht – und Ordnungssystemen an und für sich sowie deren Sinn auf die Spur zu kommen, so ist das Indiz dafür, dass diesbezüglich eher Mangel herrscht.

Dessen ungeachtet beherrscht das Informationszeitalter die Diskussion – oder eben der naive Glauben, alles liesse sich als Information darstellen und durch Information bewältigen. Wenn die “Zukunft der Bibliothek” mit der Frage “Haben Bücher als Datenträger ausgespielt?” angegangen wird, muss man allerdings energisch auf die Einseitigkeit solchen Fragens reagieren. Denn natürlich ist das Objekt Buch weit mehr als eine blosse Informationsansammlung, es ist durch alles, was es mitführt – vom Seitenumbruch und von der Titelei bis zu den Vorworten und den Indices – selbst ein System,



Abb. 5: Claude du Molinet, *Le Cabinet de la Bibliothèque de Sainte Geneviève* [...], Paris: Antoine Dezallier, 1692, Taf. 1

meistens ein intelligentes, zudem ausgestattet mit haptischen und ästhetischen Qualitäten. Wer das übersieht, hat mindestens die Hälfte, den ganzen Kontext, in dem das Leben der Bücher steckt, verloren. Ähnlich einseitig ist es, wenn man die Bibliothek “seit dem Altertum” bloss unter die Rubrik der Aufbewahrung von Wissen stellt. Dann kann man – quantitativ – sehr wohl die “konkurrenzierenden modernen Technologien” auf der Gewinnerseite ansiedeln. Anders sähe es aus, wenn man danach fragen würde, was – im Kopf, nicht im Computer, im Zusammenhang, nicht als einzelne Information – bewältigt werden kann und so in den Kreislauf der Kultur zurückfindet. Nichts sei gegen die Bequemlichkeit und die anderen Vorteile heutiger Möglichkeiten im Umgang mit Information gesagt. Doch es zeigt sich leider allzu oft, dass die gute alte Bibliothek in ihrer kulturellen und systematischen Bedeutung – durchaus nach Massgabe des modernsten Anforderungsprofils – völlig unterschätzt und oft schlichtwegs verkannt wird. Nachholbedarf ist längst von Nöten, um beispielsweise zeigen zu können, dass jene Metapher vom “l’aliment & la nourriture”, mitten im Leben angesiedelt, durchaus eine sehr sinnvolle ist.

I.

“Il y a trente ans, que je travaille à un livre de douze pages,
qui doit contenir tout ce que nous sçavons sur la Métaphysique,
la Politique & la Morale, & tout ce que de très-grands Autheurs ont oublié
dans les volumes qu’ils ont donnés sur ces Sciences-là.”

Charles-Louis de Secondât de Montesquieu, *Le Temple de Gnide*. Revu
corrigé et augmenté, London [Paris]: [Huart], 1742, Préface, S.VII.

“Il s’agit d’un procédé très spécial. Et, ce procédé, il me semble
qu’il est de mon devoir de le révéler, car j’ai l’impression que des écrivains
de l’avenir pourraient peut-être l’exploiter avec fruit.”

Raymond Roussel, *Comment j’ai écrit certains de mes livres*,
Paris: Alphonse Lemerre, 1935, S. 3.

“[...] & unirlo talmente con quelle, & quelle con lui; che dell’universal
artificio, & della particular materia havesse a riuscire un corpo solo,
pieno di corrispondenze.”

Giulio Camillo, *Due Trattati [...]*, Venedig: Nella stamparia
de Farri, 1544, Fol. 11 v.

Wenn also die Bibliothek Nahrung bietet, will man doch genauer erfahren, von welcher Art diese ist, was bekömmlich und verdaubar ist, und wie diese Menukarte zusammengestellt wird. Das war zuweilen ein durchaus strittiges Thema. Jean Henri Samuel Formey, seines Zeichens Sekretär der königlich preussischen Akademie, der immerhin so viel von Büchern und vom Lesen verstand, dass er Voltaire des Plagiats bezichtigen konnte, gab ein mehrfach aufgelegtes Werk mit dem Titel *Conseils pour former une Bibliothèque peu nombreuse, mais choisie* heraus. Wie der Zusatz der dritten Auflage von 1756 – “corrigée et augmentée” – verrät, zeigte Formey zwar selbst Mühe mit der Beschränkung. Doch das Thema blieb für sich genommen unbestritten aktuell. Um dies zu betonen, druckte er zu Beginn einen Brief von François La Mothe le Vayer ab, in dem dieser eine Bibliothek von rund einhundert Büchern “pour faire toute sorte de lecture” als ausreichend erachtet.⁴ Natürlich folgt hier der Hinweis, es seien ja anderweitig Bibliotheken überall öffentlich zugänglich. Denn offen-

sichtlich beschränkte sich La Mothe le Vayer auf den notwendig täglichen Gebrauch. Die Rede ist von Büchern, “qu’il les faut posséder en pleine propriété, parce qu’ils sont d’un journalier & perpétuel usage”.⁵ Die Liste beginnt, wen wundert es, mit Nachschlagewerken wie dem lateinisch-französischen Dictionnaire von Estienne oder dem Wörterbuch der Accademia della Crusca, führt dann aber schnell zu anspruchsvolleren Wissensenzyklopädien, zu Possevinus etwa, dessen Werk seinerseits den Titel *Bibliotheca selecta* trägt. Dann geht es auch schon zu den einzelnen Disziplinen, genauer zu den jeweils repräsentativen Vertretern, zu Vitruv beispielsweise für den Bereich Architektur. Sehr schnell ist die Hundertzahl der Bücher erreicht. Bei seiner rigiden Auswahl verlässt sich La Mothe le Vayer auf die moralisierenden Empfehlungen zur Kürze, wie sie bei Seneca zu finden sind: “multo satius est paucis de authoribus tradere, quam errare per multos”.⁶ Wie im Einzelnen diese Auswahl zu treffen sei, das verrät hier keiner. Es geht vorerst um das Prinzip der Beschränkung. Mittelbar steht die allgemeine Skepsis gegen das versammelte – und bloss nach aussen demonstrierte – Wissen im Vordergrund. Dies ist der rote Faden, der den Brief von La Mothe le Vayer vom Anfang bis zum Ende durchzieht. Das Ganze gipfelt in der Warnung Senecas gegen “la vaine parade” und gegen “l’ignorante ostentation d’une Librairie”. Jenen sei ihre Bibliothek oft noch unbekannter als die Länder, die sie noch nie besucht hätten. Die Bücher seien ihnen weniger Instrumente des Studiums als Ornamente von Esszimmern (“non studiorum instrumenta, [...] sed coenationum ornamenta sunt”).⁷ Von hier zum modernen Spott über bürgerliches Innendekor mit Klavier, Sofa und anderweitigen “Bibliotheksmöbeln”, über Bibliotheken mit Vitrinen und “Trophäen aller Art”, ist nur ein kurzer Schritt.⁸

Das also, das Esszimmerornament nach Seneca, ist es nicht, was den Büchern die Eigenschaft von “aliment” und “nourriture” zuerkennen lässt. Mittelbar zeigt sich, wie schwierig es ist, eine Bibliothek gezielt und systematisch aufzubauen. Formey beginnt seine *Conseils* mit einigen Plattitüden zur Nützlichkeit des Lesens. Nach der Konversation gäbe es kein besseres Mittel, seinen Geist zu kultivieren, als die Lektüre. Und dies wohl deshalb, weil eine gute Konversation nicht jedermanns Sache sei, und weil die Ignoranten zu oberflächlich und die Gebildeten zu pedantisch seien. Gespräche können zu Widerspruch und Verstimmung führen und hinterlassen dann im besten Fall gemischte Gefühle. Dagegen ist das Buch nicht nur etwas, was anregt, bildet und erfreut, es ist auch jederzeit – ohne jene Risiken und Turbulenzen – im umfassenden Sinne zugänglich. Formeys verallgemeinernde Schlussfolgerung: “Voilà, ce me semble, bien des endroits par lesquels le commerce des Livres l’emporte sur celui des hommes.”⁹

Der Umgang mit Büchern hat Vorteile gegenüber dem Umgang mit Menschen. Also beginnt Formey jetzt mit Ratschlägen, wohlwissend, dass dies nicht so einfach sei und dass jeder Bürger der “République des Lettres” sowieso davon ausgehe, jeden Winkel und jeden Weg in jener Republik selbst am besten zu kennen. Da wird für einmal stillschweigend unterstellt, dass jemand bloss zufällig Bücher anschaffen und anhäufen würde. Denn – so Formey in Wiederholung des mittlerweile bekannten Topos – wer eine Bibliothek bloss zum Zweck der Dekoration, “par ostentation, & pour meubler un de ses appartemens”, zusammentragen wolle, der brauche solche Ratschläge nicht.¹⁰ Was danach folgt, ist weniger der angekündigte Ratschlag, wie man gemäss “l’esprit et le cœur” eine Bibliothek bildet, als der übliche Vorschlag, in den altgedienten Bahnen der gegebenen Wissenschaftszweige von der Theologie und Philosophie bis zur Jurisprudenz und Medizin Altes und Neues zu erwerben. Da fällt höchstens die kleine Abweichung von der Regel auf, wenn etwa “Morale et Goût” zusammen verhandelt werden. Man erfährt auf diese Weise, dass die Werke von St. Evremond eher der Moral als dem Geschmack zuzurechnen seien, und ist wohl darüber etwas erstaunt, dass der *Temple de Gnide* mit den *Dialogues des Morts* von Fénelon und einer ganzen weiteren Reihe von Dialogen zusammengesehen wird. Formeys *Conseils* sind doch ‘nur’ Ratschläge für den, der sich bei der Feststellung der wichtigsten und aktuellsten Titel helfen lassen will. Ansonsten tappt man im Dunkeln: gerade so, wie es der Autor des *Temple de Gnide*, Montesquieu, in seiner “préface du traducteur” als durchaus erwünschte Fiktion einer fremden Autorschaft seines Textes konstruiert: “Un ambassadeur de France à la Porte ottomane, connu par son goût pour les lettres, ayant acheté plusieurs manuscrits Grecs, il les porta en France.”¹¹ Man verweist auf die, die – wahr oder fiktiv – in Kennerschaft und kluger Auswahl vorausgegangen sind. Dagegen wird das Ungenügen jeder Regel – hier bezogen auf die Herstellung des literarischen Textes – betont und der verbindliche Rahmen grosszügig gefasst: “Mais si l’ouvrage a plu, vous verrez que le cœur ne leur a pas dit toutes les règles.”¹² Dieser – durchaus verallgemeinerbaren – Attacke gegen voreilige Systematisierung lässt Montesquieu auf seine Weise ein Manifest der schwierigen und gleichwohl sehr erwünschten Zusammenfassung des gesammelten Wissens folgen: “Il y a trente ans, que je travaille à un livre de douze pages, qui doit contenir tout ce que nous sçavons sur la Métaphysique, la Politique & la Morale, & tout ce que de très-grands Auteurs ont oublié dans les volumes qu’ils ont donnés sur ces Sciences-là.”¹³

Ein Alptraum für jeden Bibliothekar, der seine Bibliothek im Rhythmus des neu Geschriebenen und neu Gedruckten stetig wachsen sehen möchte. Umgekehrt: die Beschränkung – und dies, um im Bild zu bleiben, ohne Einbusse des Nährwerts – ist wohl die schwierigste Aufgabe der Bibliothek. An Montesquieu, der ja auch noch das von den berühmtesten Autoren Unterschlagene in die zwölf Seiten hineinzwingen möchte, wird man kaum Mass nehmen wollen. Das bleibt unerreichbar! Über das Gegenteil allerdings, die Geschwätzigkeit, den Zufall, das Ausufern von Bücherbeständen hat man sich vergleichsweise schnell geeinigt, ohne dass man diesem Risiko jedoch so einfach enteilen könnte. Auch Formeys *Conseils* ähneln zuweilen eher der üblichen Bibliographie, die sich mit Informationen zu Neuerscheinungen brüstet. Einen darüber hinausgehenden, umfassenden Anspruch erkennt man kaum. Es bleibt bei den blossen Klassifizierungen und Unterteilungen gemäss üblichen Wissensdisziplinen. Wie gehabt!

Formeys Werk zeugt von umfassender Kenntnis im Umgang mit Büchern. Muralt sei ein Misanthrop, der immer nur grollend die Wahrheit berichte und dessen Argumente gleichwohl gefielen, “parce qu’il est rare qu’ils ne soient pas soutenus d’un fonds exquis de bon sens”.¹⁴ Der Abbé Le Blanc, das hört man gern, sei einer seiner Nachahmer. Formey gibt Anleitungen, wie man wohl die Texte zu lesen – und auch zu verstehen habe. Immerhin! Durch solche Hinweise auf die Feinheiten zwischen den Zeilen wird die Notwendigkeit des Buches erst begründet. Denn, so folgert man schnell, jedes ist anders, es mag noch so ähnliche Inhalte vorgeben. Erst im Wissen um diese kleine Differenz wird man das auch verstehen und schätzen lernen.

Diese – nicht gerade einfache – Vorstellung lag unter anderem jenem ebenso berühmten wie kaum je präzise beschriebenen ‘Wissens-System’ zugrunde, das Giulio Camillo in bester mnemotechnischer Tradition vorschlug (Taf. XIV). Von Galen und der notwendigen optimalen Anpassung der Arzneimittel in jedem einzelnen Fall von Krankheit ausgehend, beschwört Camillo seine Leser: “così non dobbiamo applicar un’artificio fatto universale ad alcuna particolar materia, se prima non veggiamo, se con le circostanze di quello esso confar si possa”.¹⁵ Nichts ist einfacher als irgendwelche Systeme zu erfinden und sie den Dingen überzustülpen. Davon, von solchen ‘Ordnungen’, hat unsere Welt – auch im Wissens- und Bibliotheksbereich – im Überfluss. Aber jene anderen ‘Systeme’, die so präzise der Wirklichkeit nachgeformt sind, dass sie – medizinisch gesprochen – wirkungsvoll und heilsam sein können, sind schwierig und eher selten. Es lohnt sich, die Vorgehensweise Giulio Camillos im Wortlaut nochmals zu vergegenwärtigen.

Ausgangspunkt und Aufgabe war es zu prüfen, ob es denn “ne gli ordini miei” überhaupt irgendetwas gäbe, was sich verallgemeinern und wiederum auf den gegebenen Sachverhalt zurückbezogen anwenden liesse. Wenn ja, und wenn es denn gar mehrere solche “artifici” – Methoden, Systeme – gäbe, sollte man diese mit den konkreten Gegebenheiten zusammenführen, woraus ein reiches Beziehungsgeflecht aus universalen Betrachtungsweisen und partikulären, konkreten Dingen entstünde: “[...] & unirlo talmente con quelle, & quelle con lui; che dell’universal artificio, & della particolar materia havesse a riuscire un corpo solo, pieno di corrispondenze.”¹⁶

Diese Vorstellung eines das Universale und Partikuläre zusammenfügenden Körpers dient Giulio Camillo für die Vergegenwärtigung des Wissens im Hinblick auf Anwendung und Nutzung. Dies bleibt wohl auch das gültige – und übrigens immer wieder neu umschriebene – Modell für jenen lebendigen Prozess, aus dem Bibliotheken hervorgehen, wodurch sie nicht bloss Medizin, sondern eben Nahrung für den Menschen sind. Umgekehrt, jenes Eindringen in die kapillaren Strukturen kultureller Wirklichkeit liegt dem, der selber schreibt – und so entstehen doch Bücher und Bibliotheken – meist viel näher als dem systemsüchtigen Wissensverwalter. Gerade deshalb bedarf es der Provokation eines Montesquieu und seines unmöglichen Projektes “de douze pages”.

Es ist noch eines anderen Magiers der Wissenskonstruktion zu gedenken. “Il s’agit d’un procédé très spécial”, schreibt Raymond Roussel zu Beginn seines *Comment j’ai écrit certains de mes livres*.¹⁷ Dieses sehr spezielle Verfahren besteht darin, dass Roussel von zwei beinahe (aber eben nur beinahe) identischen Wörtern ausgeht, sie in ansonsten gleiche Sätze einfügt, um dann dazwischen eine ganze Geschichte einzubetten. Aus dem kleinstmöglichen Unterschied entfaltet sich die ganze Welt. Wesentlich ist, dass nicht aus einer Vielzahl von Wörtern – oder gar Büchern – ein Ganzes gebildet wird, sondern dass dieses ausgehend von dem kleinsten Element, in dem eine Differenzierung erkennbar wird, und nach Massgabe dieser Differenzierung entsteht. Natürlich versteht Roussel sein – und nur ein solches – Vorgehen als “procédé de création”. Nimmt man etwa das Beispiel der “maison à espagnolettes”, so sieht man, wie schnell – gemäss Roussel – dieser minime (sprachliche) Unterschied ganze Welten unterschiedlicher Bedeutungen (und Konventionen) auftut und sichtbar macht. Zum besseren Verständnis: zum einen bezeichnen die “espagnolettes” die Fenstergriffe, zum andern eben jene “petites Espagnoles”, von denen, so weiss Roussel zu berichten, die Talou-Yaour abstammen.¹⁸

Roussel bemerkt natürlich, dass keinerlei innere Gesetzmässigkeit vom identischen Wort zur völlig andersartigen Bedeutung führen kann. Der Reim (“due à des combinaisons phoniques”) hat sich selbständig gemacht. Daraus ergibt sich an Stelle irgendeiner Ab- und Herleitung “création imprévue”: “c’est un procédé poétique”.¹⁹ Das ist die Lektion Roussels, die sich vom Bücher-Schreiben auf die Bücher und von diesen mühelos auf die Bibliothek übertragen lässt. Wer dagegen an eine vorgegebene, rigide Gesetzmässigkeit denkt, wer gemäss der Unterscheidung Montesquieus von den “règles” statt vom “cœur” ausgeht, wird wohl gerade dies, den unendlichen und oft genug unberechenbaren Reichtum (auch) der Bücher übersehen. Es war und ist eine weit verbreitete Ansicht, dass der Vorgang der ‘Wissenskonstituierung’ in umgekehrter Reihenfolge, nämlich aus dem System heraus, überhaupt erst möglich sei. Allein, das Risiko ist dabei – gerade auch im Falle der Bibliothek – sehr gross, dass ein Ordnungssystem nicht nur in eine Vielfalt hineingetragen wird, sondern diese auch erdrückt. Die Vielfalt als Ordnung zu erhalten, das aber ist ein vernünftiges Ziel, auch wenn das Zusammenfassen auf zwölf Seiten gemäss Montesquieu ein kaum erreichbares Ideal darstellt.

Nach solchen Gesichtspunkten mag man nun all jene – nicht überaus zahlreichen – Modelle lesen, die Bibliothekare im Laufe der Zeit vorgeschlagen haben, wann immer sie eben mehr als das blosse Zusammentragen von Büchern und Informationen zur Diskussion stellten. Natürlich steht die alte Formel der “aurea catena”, der unser heutiges ‘vernetztes Denken’ nachgebildet ist, als ideale Wunschvorstellung am Horizont. Doch wird man nach den obigen Hinweisen solchen festgeschmiedeten Vorstellungen nicht allzu wörtlich folgen wollen. Das Bild der Kette suggeriert allzu sehr, dass jedes Glied an das andere solide und kaum trennbar festgemacht sei. Das steht der Vorstellung der Veränderung – und aus diesem Stoff besteht Kultur, Wissen und auch die Bibliothek – und noch mehr Roussels Einsicht in das Unvorhergesehene und in die Poesie entgegen. “Nell’incominciamento di una Biblioteca spesso mancano gli anelli intermedj per conservare questo rigoroso concatenamento.”²⁰ So stellt es Paolo Maria Paciaudi, der Bibliothekar der Parmenser Bibliothek in seiner 1815 postum erschienenen *Memoria ed Orazione [...] intorno la Biblioteca Parmense* dar. Wenn schon Verkettung, dann zu der Bedingung, dass neue Glieder eingefügt werden, die Kette also dauernd in Bearbeitung bleibt. Wenn schon System, dann ein offenes.

II.

“Tandem subiit animum meum haec cogitatio, magnum fore
operae pretium si latifundium regni philosophici
uno syntagmate delinearem.”

Johann Heinrich Alsted, *Cursus Philosophici Encyclopaedia
Libris XXVII complectens [...]*, Herborn: Christophorus Corvinus,
1620, Praefatio.

“Nec manus nuda, nec intellectus sibi permissus, multum valet;
Instrumentis & auxiliis res perficitur; quibus opus est,
non minus ad intellectum, quam ad manum.”

Francis Bacon, *Instauratio Magna* [1620], in: *Operum moralium
et Civilium tomus [...]*, London: Edward Griffin, 1638, S. 47.

“Soit que nous nous élevions, pour parler métaphoriquement,
jusques dans les cieux, soit que nous descendions dans les abîmes,
nous ne sortons point de nous mêmes; & ce n’est jamais
que notre propre pensée que nous appercevons.”

Etienne Bonnot, Abbé de Condillac, *Essai sur l’origine
des Connoissances humaines. Ouvrage où l’on réduit
à un seul principe tout ce qui concerne l’Entendement Humain*, I,
Amsterdam: Pierre Mortier, 1746, S. 1.

Das Systematische bedient sich also der Metapher der Kette; mit dem Bild der Nahrung ist dagegen der lebendige Mensch angesprochen. Zu seinem Unterhalt braucht er die Nahrung. Fehlt es daran oder ist sie schlecht auf die wirklichen Bedürfnisse abgestimmt, so stellt sich ein Mangel oder gar eine Krankheit ein. Von Galen ausgehend hat Giulio Camillo die angemessene Dosierung der Medikamente als Modell des Zusammengehens des Universalen mit dem Partikulären gewählt. Dazu passt jene andere, weit in die Gründungsgeschichte von Bibliotheken zurückreichende Metapher des Spitals. Diodor berichtet von der Bibliothek des ägyptischen Königs Osymandyas in Theben, über dessen Eingang die berühmte Inschrift “*ψυχῆς ἰατρεῖον*”, lateinisch übersetzt “*animi medica officina*”, stand.²¹ Justus Lipsius, der an diese Überlieferung zu Beginn seiner kurzen Schrift *De Bibliothecis Syntagma* (1612) anschliesst, verfolgt von hier ausgehend das Geschick von Bibliotheken und scheint stets all das beson-

ders hervorheben zu wollen, was erkennbar den konkreten Nutzen und Gebrauch, also das Leben der Bibliothek, ausweist: dass man nebst den Büchern mittels Standbilder die Kultur – genauer: deren menschliche Verursacher – vergegenwärtigt, dass man zusätzlich zu den Büchergestellen Lesepulte anbieten soll, um eben das Lesen (“quibus libri legendi imponerentur”) tatsächlich zu befördern, dass es nicht zuletzt auch der Ort der Zusammenkunft und der Lesung (“ut certi libri ibi quotannis recitarentur”) sei.²² Auf diese Weise wird auch der Übergang von der ‘bloss’ privaten zur öffentlichen Bibliothek erklärt und begründet. Alles dient letztlich dazu, die Einrichtung Bibliothek den urreigensten menschlichen Bedürfnissen zuzuordnen. Geradezu zwangsläufig ergibt sich daraus der Anspruch der Öffentlichkeit: “Constituerant veteres loca publica, in quibus bibliothecas habebant reconditas, quas legendi gratia intrare cuilibet permittebant.” Die Geschichte der Bibliotheken folgt diesem Topos. Und natürlich ist das vor dem Hintergrund des – bis vor kurzem unbestrittenen – Vorrangs des Öffentlichen gegenüber dem Privaten zu lesen. Wenn die Gelehrten – denn an sie und ihre Aufgabe in der Gesellschaft ist dabei in erster Linie gedacht – Bibliotheken benutzen, tun sie es “in publicum bonum”, in der Ausrichtung auf das öffentliche Wohl, wie wiederum Justus Lipsius betont. Wenn Claude Clément in der wohl ausführlichsten Systematik zur Bibliothek, den in Lyon 1635 veröffentlichten *Musei, sive Bibliothecae tam privatae quam publicae Extractio, Instructio, Cura, Usus Libri IV.* (Abb. 8), in einem ersten Teil die Beweggründe der Gründung und Errichtung einer Bibliothek darlegt, so ist es zuallererst die “utilitas publica”.²³ Danach erst folgt die “eruditionis ostentatio”, der Beleg, die Beweisführung und die Darstellung der Bildung, wozu Clément von Martial den obligatorischen Hinweis auf das (mit)geteilte Wissen beizubringen weiss: “Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter.”²⁴ Bildung und Öffentlichkeit sind miteinander verknüpft. Und so bleibt die Bibliothek auch in ihrer nächsten, der dritten Zielsetzung, der “comparanda eruditio”, in erster Linie eine verbindende Einrichtung. Sie dient beispielsweise dazu, uns an früheren Einsichten vorausgegangener Leser und Schreiber teilhaben zu lassen: “ut tarditatem ingenij lectionis diligentia compensarem”, wie es Hieronymus für Clément formuliert, was man wörtlich als verspätete oder eben generell als ansonsten verpatzte Teilhabe am umfassenderen Wissen auffassen kann.²⁵ (Jeder ‘ehrliche’ Intellektuelle weiss das auf seine Art zu bestätigen!) Schliesslich folgt bei Clément die “animi voluptas”, der geistige Genuss, der nach Cato unvergleichlich grösser sei als der Genuss von Spiel und Bordellbesuch, noch bevor dann schliesslich die “morum instructio”, die Unterweisung im engeren Sinne, erwähnt wird.²⁶

Auf diese Weise also wird die Bibliothek als öffentlich bedeutsame kulturelle Institution begründet – bevor sie der Systematik im engeren Sinne zugeführt wird. Damit, mit der Herausstellung der Öffentlichkeit der Bibliothek und genauer mit dem Hinweis auf den legitimen Anspruch eines öffentlichen und öffentlich zugänglichen Wissens, wird allerdings bereits wieder die Notwendigkeit oder zumindest der Nutzen einer (verbindlichen) Ordnung und Systematik dieses Wissens mitgeführt. Nur ist jetzt – nochmals, und diesmal umfassend, gesellschaftlich – die Reihenfolge vom öffentlichen Nutzen zur Ordnung (und nicht umgekehrt) festgeschrieben. Selbstgenügsam sollen Systeme auf keinen Fall sein, aber gleichwohl so allgemein, dass sie jenes Bedürfnis nach Verallgemeinerung und Mitteilbarkeit, das im Begriff der Öffentlichkeit steckt, auch hinlänglich abdecken. Wo wird man hier – nicht mehr bei der einzelnen Diagnose verharrend, sondern im Spital, im “*ψυχῆς ἰατρεῖον*” – ansetzen wollen? Wie wird diese geistige Nahrung zubereitet, damit sie auch wirklich schmeckt – besser als jene sprichwörtliche Spitalkost?

“Mehr mit einem philosophischen Überblick umfasst, als in allen Theilen genau durchforscht”, ist die Beurteilung, die Carl Ludwig Fernow für die italienische Sprachlehre von Karl Philipp Moritz – mithin einem Muster des Umgangs mit der Sprache selbst – bereithält.²⁷ Die Angemessenheit eines verallgemeinernden Zugriffs auf die konkrete Welt soll jetzt nochmals – diesmal im Wissen um den Vorrang von Öffentlichkeit und der davon abgeleiteten notwendigen öffentlichen Teilhabe an Bildung und Wissen – zur Diskussion gestellt werden. Die Bibliothekare sind herausgefordert. Eine abstrakte Ordnung ist schnell gebildet. Ein “*sistema bibliografico*” mag als erbracht und als brauchbar gelten, solange irgendeine Klassifikation eine Ordnung vorgibt, wenn – so beispielsweise Giuseppe Sanchez in seinem *Saggio di un Sistema di Bibliografia* von 1820 – zumindest zwei Kataloge, ein alphabetischer und ein Sachkatalog, erstellt seien.²⁸ Sehr schnell ist man dann bei der Bibliographie, die den roten Faden zu bilden und – in Vertretung – das Wissen sowie das Wissen über das Wissen darzustellen hat, angelangt. Die Ordnung selbst, die Wissenskonstituierung als öffentliches Dokument? Entlassen? Ersetzt? Kein Bedenken gegenüber jener verpatzten Teilhabe an den Gedanken anderer, der Vordenker? Der zitierte Giuseppe Sanchez, der sein Traktätchen dem Innenminister des Königreichs beider Sizilien “Signor Conte Zurlo” widmet, ergänzt sein “*sistema di bibliografia*” schon im Titel mit dem Zusatz “*disegnato sull’ordine osservato da Giambattista la Prota, da Bacone, da d’Alembert e da Diderot nel quadro sommario delle conoscenze*”

umane”. Also doch: eine Bibliotheksordnung kann sinnvoll nur in Bezugsetzung, im Rahmen umfassender menschlicher Kenntnisse verhandelt werden, “secondo i rapporti delle cognizioni umane, formando un’enciclopedia perfetta”.²⁹ Jenes enzyklopädische System sei das weiseste, einfachste und nicht zuletzt auch natürlichste (“il più saggio, il più semplice ed il più naturale”) und dabei bezieht er sich auf Francis Bacon, auf della Porta, auf Leibniz und schliesslich auf Diderot und d’Alembert.

Das magische Wort der ‘Enzyklopädie’ ist gefallen. Nur dem oberflächlichsten Schreiberling kann allerdings ‘die’ Enzyklopädie als blosser Versuch der Anhäufung allen Wissens – und dies auch noch in “meinungsmonopolistischer” Absicht – erscheinen. “Endgültig vorbei ist die Zeit von Diderot und d’Alembert”, wird vor diesem Hintergrund behauptet.³⁰ *Die Zeit* lässt im Jahre 2000 schreiben, “gedruckte Enzyklopädien haben ausgedient”, um dann drei Spalten später zu ergänzen: “Die digitalen Enzyklopädien haben ihre Form noch nicht gefunden, vor allem in technischer Hinsicht bereiten sie auch versierten Computernutzern erhebliche Probleme. Aber auch bei den gedruckten Enzyklopädien hat es Jahrhunderte gedauert.”³¹ Also warten wir ab und hoffen, dass wenigstens einige technische Probleme baldmöglichst gelöst werden. Diderot und d’Alembert waren allerdings – ganz im Gegensatz zu Bill Gates – mit anderen Problemen als dem auf Wissensanhäufung zu errichtenden (und wirtschaftlich verwertbaren) Meinungsmonopol befasst. In dem berühmten “Discours préliminaire” formuliert d’Alembert gemäss dem doppelten Titel der *Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné* (Abb. 6), dass im Sinne der Enzyklopädie – und in Anlehnung an die alte “aurea catena” (Abb. 69 und 138) – möglichst ausführlich “l’ordre & l’enchaînement des connoissances humaines”, also der Zusammenhang dargestellt werden soll, dass andererseits gemäss dem *Dictionnaire* zu jedem und allem “les détails les plus essentiels” zusammengetragen werden sollen.³² Der zuerst postulierte innere Zusammenhang wird auf die einfache Tatsache zurückgeführt, dass sich die verschiedenen Wissenschaften und Künste stets auf andere stützen würden und deshalb eine “chaîne qui les unit” unmittelbar erkennbar sei. Da es nun aber gleichwohl sehr schwierig sei, ein solches Ganzes als System zu begreifen, hätte man sich auf die Frage der “généalogie” und der “filiation” und auf die Gründe des Entstehens der verschiedenen Wissenszweige verlegt, was gleichbedeutend mit der Frage nach dem Ursprung und der Entstehung “de nos idées” sei. Das muss man auch so lesen – und dies macht den hohen geistesgeschichtlichen Wert der *Encyclopédie* ganz unabhängig von der (verlorenen) Aktualität der einzelnen Information aus –, dass nämlich

der mögliche Engpass systematischen Vorgehens im Rückgriff auf die Geschichte aufgehoben wird, und zudem: dass auf diese Weise die beiden vorerst divergierenden Zugänge, der systematische und der auf die einzelne Information ausgerichtete, wieder näher aneinander gerückt werden. Darin spiegelt sich der wirkliche Reichtum der Welt. Und ein solches Modell lässt sich – entgegen jeder starren Ordnung – entwickeln. Jene doppelte Ausrichtung ist nunmehr dem System selbst einverleibt. Die innere Verknüpfung ist bedacht und selbst zur Bedingung des Wissensaufbaus geworden. Wenn Diderot und d'Alembert zwischen "connoissances directes" und "connoissances réfléchies" unterscheiden,³³ so wird es später Hegel'scher Geschichtsphilosophie zufolge – gemäss der "Trichotomie" von Seele, Bewusstsein und Geist – noch deutlicher und in ausgeprägterer Form darum gehen, nicht nur im Bewusstsein über der Natur, sondern noch mehr im Geistsein "über sich als Bewusstsein hinaus" alles zusammenzuführen und zusammenzusehen.³⁴

Das übersteigt zugegebenermassen die Möglichkeiten des Computers und der Wissenschaftspolitik. Aber es ist deswegen nicht weniger erstrebenswert. Von diesem Blickwinkel aus gesehen ist zumindest der 'Sinn' einer blossen, auf sich selbst beschränkten Ordnung entlarvt und auf deren kleinstmögliche – deswegen noch lange nicht zu verschmähende – Hilfestellung zurückgeführt. Alles, was mit dem Menschen und seinen geistigen Befähigungen zusammengebracht wird und was daraus – in der Vorstellung und Anschauung und in der Sprache – als Kultur entsteht, verlangt nach mehr. Die Bücher, die Bibliothek haben dem allerdings weit häufiger, als manches Vorurteil behauptet, Rechnung getragen.

Es mag durchaus sein, dass sich heute mit dem Begriff 'Enzyklopädie' zuweilen in erster Linie der Umfang, der quantitative Aspekt des Wissens – das, was man eben heute am meisten bewundert –, und weniger der gesuchte innere Zusammenhang verbindet.³⁵ Die Wissenschaften haben oft genug selbst dafür gesorgt, dass Zusammenhängendes zugunsten von Einzelwissenschaften diskreditiert wurde. Moderne Schlagworte wie Vernetzung und Transdisziplinarität haben das noch nicht rückgängig machen können. Selbst jemand wie Wilhelm Dilthey, eine Instanz für die Grundlegung der Geisteswissenschaften auch dort, wo es um deren innere Verbindung geht, hat wesentlich zu entsprechenden Irritationen beigetragen, wenn er beispielsweise der "Philosophie der Geschichte", aber auch der "Soziologie" den Status von "wirklichen Wissenschaften" absprach, um dann andererseits gleichwohl nach einer verallgemeinernden "erkenntnistheoretischen Grundlegung der

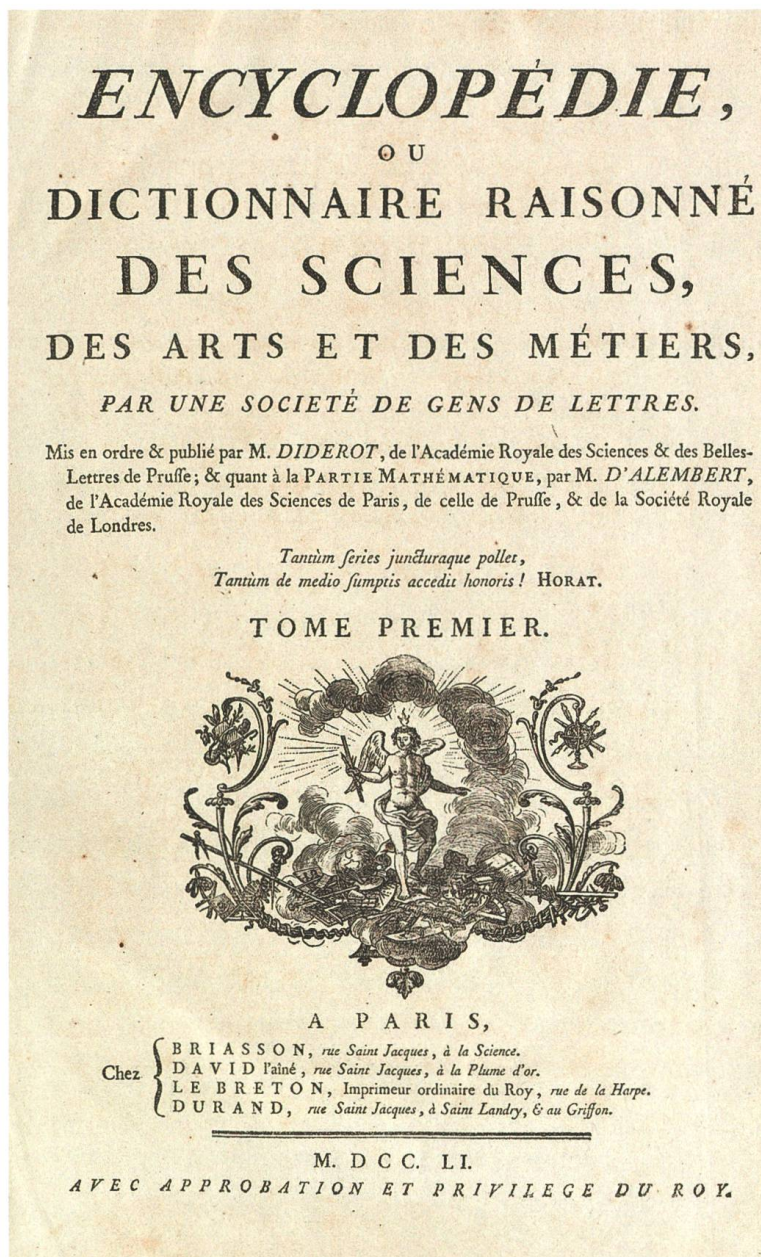


Abb. 6: Denis Diderot/Jean-Baptiste le Rond d'Alembert, Encyclopédie, ou Dictionnaire Raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers, par une Société de Gens de Lettre, I, Paris: chez Briasson, David l'aîné, Le Breton, Durand, 1751, Titel

Geisteswissenschaften" zwecks Ausweis des inneren Zusammenhangs der Einzelwissenschaften zu suchen.³⁶

Der Zugriff auf das Ganze wählt unterschiedliche Wege. Umso mehr lohnt es sich, das frühere Verständnis des Enzyklopädischen zu erinnern. 1795 hat der kaum bekannte Kantianer Wilhelm Traugott Krug eine *Abhandlung über den Begriff einer Encyklopädie* vorgelegt.³⁷ Für ihn ergibt sich aus der

Begriffsableitung eindeutig, dass sich mit Enzyklopädie vorab “ein Inbegriff heterogener Theile” verbindet.³⁸ Er befasst sich deshalb zuerst gerade mit diesem scheinbaren Paradox des Zusammengehens von Unterschiedlichem und Gleichartigem: von einer Enzyklopädie im Vergleich mit den Einzelwissenschaften gilt, dass “ihr allgemeiner Charakter in nichts anderem, als darin besteh[t], dass das Ungleichartige den Gegenstand derselben ausmacht”.³⁹ Da dieses aber “gleichwohl unter einem gemeinschaftlichen Rahmen begriffen wird, so muss dieses soviel andeuten, dass es selbst wiederum auf eine gewisse Weise zu einem Ganzen vereinigt werden solle”. Das könnte als blosses Aggregat gebildet werden oder aber – vorzugsweise – als Zusammensicht des “Gemeinschaftlichen am Ungleichartigen”, woraus dann eben doch die “Idee einer systematischen Einheit” – und letztlich “eine abgesonderte Wissenschaft” – gebildet werden könnte.⁴⁰ Die bemühten Begriffe dehnen sich gegen ihr logisch enges Korsett. Das Problem ist also noch nicht gelöst, der Weg jedoch frei für weitere Fragen, was eine solche enzyklopädische Wissenschaft, welches ihr Inhalt, ihr objektiver und relativer Wert, sei. Es ist vorauszusehen, dass Krug, so umfassend fragend, zu keiner einfachen Formel gelangt. “Denn so viel ist, dünkt mich, ausgemacht, ohne ein unter gewissen Formen und nach bestimmten Gesetzen wahrnehmendes, ordnendes, verbindendes Gemüth würde bey allem äussern Zusammenhange in der Körperwelt dennoch kein innerer Zusammenhang in unserer Erkenntnis seyn, wenn überall ohne ein solches Gemüth eine Erkenntnis möglich wäre.”⁴¹ Nur so gelangt er zur Forderung nach einer “bestimmten Form der Gesetzmässigkeit”, ohne die die Natur ein verschlossenes Buch sei, wobei es andererseits “ohne von aussen gegebenem Stoff” auch keine äussere Erkenntnisquelle gäbe: “Es würde so gut seyn, als wenn sie gar nicht vorhanden wäre.” Also ist es die “innige Verbindung von beyden”, auf die es ankommt. Und Krug bemüht dafür nunmehr grosszügig das umfassende Bild eines “aus den Gewässern beyder Quellen zusammengeflossenen Ozeans”.⁴² Es ist schliesslich auch klar, dass er – über die blosser Bestimmung einer Wissenschaft hinaus – weiterfragen muss nach dem “Interesse der Menschheit, oder der Welt”, nach der Zielsetzung von Glückseligkeit, nach menschlicher Freiheit und – in seinem Sinne – nach Philosophie.

All dies zeigt nur, dass es mit blossen erkenntnistheoretischen Abklärungen, mit blosser Logik, mit Taxonomie, mit entsprechenden Aufstellungsordnungen von Büchern nicht getan ist. Man erinnert sich jetzt, dass Diderot und d’Alembert, die sich ihrerseits in erster Linie auf Francis Bacon berufen, gegen jede voreilige Berufung auf irgendeine reduktive Taxonomie

Zusammenführung in der Bibliothek passen! Ihre ‘bloss’ systematische Ordnung würde eben nicht ohne wesentliche Verluste von “connoissances humaines” vor sich gehen können. Auch dazu, zu dieser abgrenzenden Folgerung, gibt es den passenden Beleg. Condillac liess seinem *Essai sur l’Origine des Connoissances Humaines* 1749 den *Traité des Systèmes, où l’on démêle les inconvéniens & les avantages* folgen. Dort wird schon im zweiten Kapitel ausdrücklich von der Nutzlosigkeit abstrakter, abgehobener Systeme gehandelt. Denen, die auf – deduktive– Weise Systeme herleiten wollen, sagt er klipp und klar: “ils renversent l’ordre de la génération de nos idées”.⁴⁷ Er zeigt auch auf, dass der Zusammenhang unterschiedlicher auf diese Weise deduzierter Teile vage bleibt und so der Satz bestätigt wird, wonach die Summe der Teile kein Ganzes ausmacht.⁴⁸

Zumindest daran hat man sich heute im Wissensbetrieb gewöhnt. Dass sich der hochspezialisierte Wissenschaftler ansonsten – wenigstens in seiner Freizeit, ausserhalb seines wissenschaftlichen Tuns – meist als ganzheitlicher Mensch begreift, stimmt weiterhin optimistisch. Aber auch dies, die mögliche Kluft zwischen Wissenschaft und Leben, hat Condillac längst bedacht. Es gehöre zu den Missbräuchlichkeiten solcher Systembilderei, dass man diese fälschlicherweise für “véritables connoissances” nehme. Instrumente sind es, haben wir eben gelesen. Und so ist alles – wie das Bild der Nahrung, der Arznei, des Spitals – willkommen, was uns an den Menschen selbst und seine sinnesabhängige Erfahrungswelt näher heranbringt. Die Poesie findet darin ihren unangefochtenen Platz – auch bei Diderot und d’Alembert. Und so hilft eben die unverzichtbare “imagination” über manches hinweg.

Der zitierte Jesuit Clément hatte zwecks Erklärung seiner “comparanda eruditio” das damals wohl allgemein verfügbare Bild des Trojanischen Pferdes bemüht, um auf diese Weise die Vorstellung zu beflügeln, wie in einer Bibliothek an Stelle der Bücher die Autoren selbst, die alten Geistesheroen von Pythagoras zu Platon und Aristoteles, aus den Regalen wie aus dem Bauch des hölzernen Pferdes heraustreten und lebendig werden würden.⁴⁹ Wie einleuchtend erscheint jetzt auch das Bild, das Jonathan Swift in seinem *Battle of Books* entwirft, den er vorsorglich schon im Titel gegen jedes Missverständnis und gegen jede irrige Mutmassung, es handle sich um blosse Phantasterei, konkret und präzise als “Full and True Account” festlegt und präzise auf “Fought last Friday” datiert (Abb. 9).⁵⁰ Die Bücher sind es, die stellvertretend für die Ideen, die sie in ihrem Leib aufnehmen und die sie darstellen, aufeinander losgehen. Auf diese Weise wird eine lebendige Kultur mitsamt ihren Widersprüchen ohne Rücksicht auf Opfer abgebildet. Der Bibliothekar gerät



Abb. 8: Claude Clément, Musei, sive Bibliothecae tam privatae quam publicae Extractio, Instructio, Cura, Usus, Libri IV, Lyon: Jacob Prost, 1635, Kupfertitel

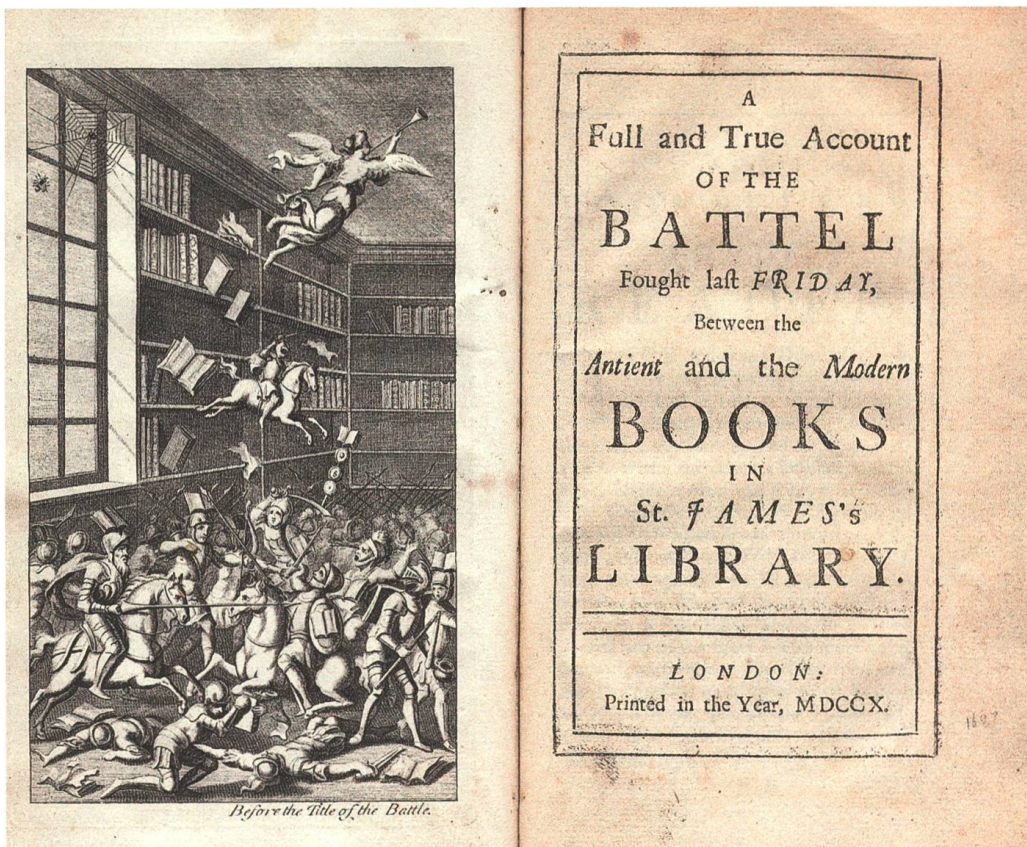


Abb. 9: Jonathan Swift, *A Tale of a Tub*. Written for the Universal Improvement of Mankind. To which is added, *An Account of a Battel between the Antient and Modern Books* in St. James's Library [1704], London: John Nutt, 1710, Frontispiz und Titel

darüber in Verzweiflung und schürt das Feuer nur noch mehr: "And therefore, in replacing his Books, he was apt to mistake, and clap Des-Cartes next to Aristotle; Poor Plato had got between Hobbes and the Seven Wise Masters, and Virgil was hemm'd in with Dryden on one side, and Withers on the other."⁵¹ Diese Konflikte, man kann es bei Swift nachlesen, werden ausgetragen. Sie spielen sich in der wirklichen Welt – der Bibliothek – ab. Homer hebt Perrault aus dem Sattel, "then Hurl'd him at Fontenelle, with the same Blow dashing out both their Brains".⁵² Die Bücher werden in den Kampf geschickt. Und natürlich benützt auch Swift die Fiktion eines aufgefundenen unvollständigen Manuskripts, um der obsoleten Frage nach dem Ausgang des Kampfes zu entgehen. (Auch die Ordnung der Bücher in der Bibliothek, wie wir längst begriffen haben, wird nie an ihr Ende gelangen!) Mittlerweile hat er, und dies ist ihm gelungen, die Lächerlichkeit abstrakter Systeme und losgelöster, autistischer Gelehrsamkeit blossgestellt. Einmal mehr: dies, das Wichtigste, der Blick auf die Wirklichkeit, bleibt der Poesie vorbehalten.

III.

“Die Werke der menschlichen Kultur sind die einzigen, die in sich die beiden Bedingungen vereinen, auf denen die vollkommene Erkenntnis beruht; sie haben nicht nur ein begrifflich-erdachtes, sondern ein durchaus bestimmtes, ein individuelles und historisches Sein.”

Ernst Cassirer, *Zur Logik der Kulturwissenschaften* [1942],
Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1961, S. 10.

“Der Mensch ist zu feinern Sinnen, zur Kunst
und zur Sprache organisiret.”

Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte
der Menschheit*, Erster Theil,
Riga/Leipzig: Johann Friedrich Hartknoch, 1784, S. 216.

“Enimvero omne, quod homini scire datur, ut & ipse homo,
finitum, & imperfectum.”

Giovanni Battista Vico, *De Nostri Temporis Studiorum Ratione*,
Neapel: Felice Mosca, 1709, S. 10.

Die Bibliothek ist unzweideutig selbst ein kulturelles Produkt. Das müsste längst klar geworden sein. Dass dabei die Sinne gefordert sind, dass es um Menschen, um historische Wirklichkeit geht, wie es Johann Gottfried Herder in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* 1784 grundsätzlich dargestellt hat, ist unverkennbar. Wer sich dem verweigert, der sei mit Jonathan Swifts drastischen Vorstellungen von den in ihr Menschsein zurückgeholten Büchern konfrontiert. Und natürlich ist auch ohne Swift die räumliche Vergegenwärtigung von Büchern und ihre Vermittlung über die Sinne – “et visui et usui”, wie es dem von Böner gestochenen Frontispiz zu den *Inclutae Bibliothecae Norimbergensis Memorabilia* des Johann Jacob Leibnitz (1674) eingeschrieben ist (Taf. XXVI) – eine kaum zu übersehende Tatsache.⁵³ Die Bibliothek mit ihrer versuchten Ordnung unter Wahrung der Individualität des einzelnen Buches steht der kulturgeschichtlichen Problematik in auffälliger Weise mehr als nur nahe. Das oben Dargelegte – über das Buch und die Vereinigung von Büchern zur (öffentlichen) Bibliothek – lässt sich bruchlos in die kulturgeschichtliche Fragestellung überführen: mit allen Gegensätzen und Problemen.

Karl Vossler, um nun eines von vielen – ein zugegebenermassen passendes – Modell zu wählen, hat die reife Ausprägung der Kulturgeschichte – nach der vorausgegangenen (aufklärerischen) Phase der Bildung “eines festen Gewebes kausaler Beziehungen physischer und psychischer Natur” – dort festgemacht, wo weder in geschichtsphilosophischer Verallgemeinerung die Konkretheit überwunden, noch in “stumpfsinnig philologischer Tatsachenkrämerei” verabsolutiert wird.⁵⁴ Wesentlich sei dabei, dass die Beschäftigung mit Geschichte “keine andern Träger des Geschehens gelten lasse als die menschlichen”.⁵⁵ So gelangt Vossler zur Gleichsetzung: “Alle richtig verstandene Geschichte ist Kulturgeschichte, alle Kulturgeschichte ist reine Geschichte.”⁵⁶ Das sind Formulierungen aus der Hochzeit der kulturgeschichtlichen Diskussion. Gültig daran ist die Einsicht, dass reduktive oder rein-rationale Vorstellungen von Wissen und Wissenssystematik im Vergleich zu Geschichte und Kulturgeschichte nichts Adäquates anbieten – und schon gar nicht das Problem geschichtlicher ‘Wahrheit’ lösen können. Vosslers Modell mit den “drei Instanzen” – der dokumentarischen, ästhetischen und philosophischen – bietet zumindest eine Handhabe oder eben einen Ausweg, wie der Veränderung – aus der Geschichte und Kultur wesentlich besteht – Rechnung getragen werden kann, und zwar so, dass die Welt nicht jeden Tag revidiert und neu erfunden werden muss. Die Kultur umschliesst die Zeitdimension, ist geschichtlich; sie ist auch und gerade deshalb dem Menschen angemessen. Die Bibliothek kann sich dieser Kriterien bedienen, oder aber sie verabschiedet sich aus diesem Zusammenhang als reine Datenbank, auf die man dann von aussen gemäss anderweitigen Kriterien einwirkt. Dass es aber sinnvoll sei, aus dem Ganzen und den Teilen der Bibliothek, aus dem stets irgendwie gegebenen oder vorgeformten Zusammenhang heraus zu argumentieren, um darauf aufbauend Verständnis und Nutzenanwendung zu bilden, müsste nach all den angeführten Belegen und Zeugnissen nicht nur als vorteilhaft, sondern als der einzig gangbare und angemessene Weg erscheinen.

Kultur ist kein streng logisches System, das verbindlich über alles ausgebreitet wird, aber sie erschöpft sich natürlich auch nicht in der blossen Faktizität der von ihr ausgesuchten Objekte, weshalb Ernst Cassirer – mit Bezug auf Vicos *Scienza Nuova* – gleichwohl ausdrücklich von “Logik” spricht und dies kommentiert.⁵⁷ Zum ersten Mal wage es die Logik, den Kreis der objektiven Erkenntnis, den Kreis der Mathematik und Naturwissenschaft zu durchbrechen, “um sich statt dessen als Logik der Kulturwissenschaft, als Logik der Sprache, der Poesie, der Geschichte zu konstituieren”.⁵⁸ So präzise fällt die Unterscheidung meist nicht aus. Urteile sind hart, wenn etwa Vossler zu Saussure meint, dieser hätte

‘langue’ von ‘langage’ abgelöst und “das blutleere Zeichensystem der Sprechenden zum ausschliesslichen Gegenstand der Sprachwissenschaft gemacht”.⁵⁹ Folgt man andererseits Vosslers Argumenten, mit denen er Jacob Burckhardts *Kultur der Renaissance* trotz offensichtlicher wissenschaftlicher Mängel für die Kulturgeschichte rettet, so wird man glücklicherweise auch Saussure mit denselben Überlegungen mühelos gerecht werden können. Auch hier gilt: es geht nicht ohne Geschichte, ohne das zeitlich Bedingte, ohne die Berücksichtigung des ständigen Wandels, weil Kultur Menschenwerk ist.

“Der Kreis unseres Wissens reicht nicht weiter als der Kreis unseres Schaffens”, fasst Cassirer Vicos Ansicht zusammen.⁶⁰ “Der Mensch versteht nur insoweit, als er schöpferisch ist – und diese Bedingung ist in wirklicher Strenge nur in der Welt des Geistigen, nicht in der Natur erfüllbar.” Fritz Mauthner hat ‘Kultur’ als “Korrelatbegriff zu Natur” – im Gegensatz etwa zur Dichotomie von Kultur und Philosophie – hervorgestrichen, der Natur direkt gegenübergestellt, um auf diese grundsätzliche Weise aller Begriffskonfusion zuvorzukommen.⁶¹

All dies ist bei Vico schon 1709 in seinem *De Nostri Temporis Studiorum Ratione* vorgezeichnet. Auch Vico setzt dort bei Francis Bacon und den “vasta desideria” einer alles umfassenden Wissenschaft an. “Qui summa tenent, ingentia, atque infinita desiderant.”⁶² Jenes Absolute ist nicht erreichbar. Was sodann wie ein Argument der ‘querelle’, ob denn die Alten oder die Neuen mehr gewusst hätten, ausschaut, wird stattdessen – weit wichtiger – auf die Geschichtlichkeit der Menschen als ‘conditio humana’ zurückbedungen: “Enimvero omne, quod homini scire datur, ut & ipse homo, finitum, & imperfectum.”⁶³

Die Moderne hat uns so sehr mit der Vorstellung von Zeitlosigkeit und “perfection” eingedeckt, dass das Verständnis jener Prämisse Vicos – und damit die Basis eines geschichtlichen Verständnisses überhaupt – allzu häufig abhanden gekommen ist. Nicht überraschend hat Heinrich Rickert seine kritischen Fragen zu den *Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung*, die er ja auch als “logische Einleitung in die historischen Wissenschaften” untertitelte, mit der Überzeugung verknüpft, “dass der Mangel an philosophischem Verständnis für das Wesen der Geschichte zu den folgenschwersten Übelständen in der Philosophie unserer Zeit gehört”.⁶⁴ Bei der Geschichte, auch wenn sie vorerst ‘nur’ “Erfahrungswissenschaft” ist, ist anzusetzen. Dass sich hier ein innerer Gegensatz auftut, weil sich der “Tiefenvorgang”, so Georg Simmel 1918 in *Der Konflikt der modernen Kultur*, darin äussert, “dass das Leben vermöge seines Wesens als Unruhe, Entwicklung, Weiterströmen, gegen seine eigenen festgewordenen Erzeugnisse, die mit ihm nicht mitkommen, dauernd ankämpft”, verweist wieder auf die Geschichtlichkeit selbst.⁶⁵

Vico hatte im Jahr danach, 1710, sein *De antiquissima Italorum Sapientia* publiziert. (Beide Schriften erschienen in Neapel im Kleinstformat noch lange vor der ersten Fassung der Inkunabel der Geschichtsphilosophie, der *Scienza Nuova*.) Dort steht als erster Satz des ersten Kapitels: “Latinis verum, & factum reciprocantur, seu, ut Scholarum vulgus loquitur convertuntur”, was schon damals wegen der saloppen sprachlichen Form kritisiert wurde, in der Sache aber von grösster Wirkung war.⁶⁶ Jene berühmte Verbindung von “verum” und “factum”, die mit “reciprocantur” und “convertuntur” umschrieben wird, was die beiden Begriffe – unsauber – als Synonyme erscheinen lässt, weist ihrerseits wieder auf die Unvermeidbarkeit der Geschichte hin. Wer weiterliest, stösst denn auch – schon in der Zuordnung des Erkennens auf ‘blosses’ Nachdenken und Zusammentragen – auf die Grenzen menschlichen Wissens, das vorgängig weiterer Postulate zur Beschränkung mathematischer ratio als “cogitare” und (in der volgare-Übersetzung enthüllend) als “quod nos vernacula lingua dicimus pensare, & andar raccogliendo”, gegeben wird.⁶⁷

Wenn Ernst Cassirer 1942 in seinem Aufsatz “Der Gegenstand der Kulturwissenschaft”, den er später mit anderen einschlägigen Aufsätzen unter dem Titel *Zur Logik der Kulturwissenschaften* zusammengefasst hat, von den “Werken der menschlichen Kultur” spricht, die eben beides, ein “begrifflich-erdachtes” wie ein “individuelles und historisches” Sein, besitzen, so bezieht er auch dies ganz präzise auf Vico und dessen ‘Logik’, die sich im ersten, “metaphysicus” überschriebenen Buch des *De Antiquissima Italorum Sapientia* gemäss obigem Zitat erstmals angekündigt findet.⁶⁸ In Cassirers Diktion ist es für eine Logik der Kulturwissenschaften unabdingbare Voraussetzung, dass die innere Struktur jenes Seins “dem menschlichen Geist zugänglich und aufgeschlossen” ist, “weil er selbst ihr Schöpfer ist”.

Ein Zufall ist es nicht, dass jene Autoren, die der Bibliothek den Stellenwert eines mnemotechnischen, den menschlichen Sinnen zugänglichen Systems zuweisen möchten, so ganz nahe an dieser doppelten Wurzel kulturgeschichtlicher Grundlegung argumentieren: “begrifflich-erdacht” und “individuell-historisch”. Jedes Buch ein präzises historisches Zeugnis und ein Element jenes stets im Fluss befindlichen Hanges zum Allgemeinen! Beides ist oft genug – in einer langen Tradition – in der Metapher architektonischer Gebilde zusammengefasst worden. Cassirer spricht natürlich von Vicos “Aufbau”. Am Ende formt für ihn Kultur einen “Körper”, der – durch sein Körpersein – erfahrbar ist und deshalb auch unmittelbar einer weiteren Umbildung zugeführt werden kann.⁶⁹ Vossler hatte seine drei Instanzen und das zusätzlich bemühte Nebeneinander von Haupt- und Nebenstrom



Abb. 10: Hederich, Notitia Auctorum, 1714, Frontispiz

ebenfalls in ein architektonisches Bild gesetzt: “Denn auf diesen beiden Pfeilern, auf Kunst und Philosophie, ruht in gleichem Masse der Gewölbebau der Geschichte. Im Schlussstein des Gewölbebogens, in der dokumentarischen Instanz, finden von beiden Seiten her die Tragkräfte sich zusammen; wie seinerseits auch er, der Schlussstein, wieder nach beiden Seiten auseinanderlastet.”⁷⁰ Auf diese Weise fügt “die innere Logik” die beiden Zugänge zur “historischen Wahrheit” zusammen. “Mentalmente architettato” hatte natürlich auch Paciaudi sein Modell der Bücherordnung charakterisiert. Die architektonischen Bilder kommen der physischen Wirklichkeit der Bücher entgegen, die jene geistige Ordnung bilden. Davon sind wir ausgegangen. Die Bibliothek – somit letztlich jedes einzelne Buch – ist ein Garant jener Geschichtlichkeit, die der Kultur erst ihre Bewegung und Veränderung und die “Ursachen jenes Wandels” zuerkennt. Das ist Leben, das ist Nahrung.

- 1 Cf. C. du Molinet, *Le Cabinet de la Bibliothèque de Sainte Geneviève* [...], Paris: Antoine Dezallier, 1692, Préface.
- 2 Cf. im Sinn einer weiterführenden Analyse: Otto Neumaier, *Flanerie zum Ende der Philosophie*. Das "Passagenwerk" des Joseph Kosuth, in: id., *Vom Ende der Kunst*. Ästhetische Versuche, Wien: Noëma Press, 1997, S. 73–84.
- 3 Zumindest ist diese Bezeichnung etwas inspirierender als jene andere, die der Peckham Library von Alsop & Störmer in London zugedacht wurde: "Medienbox auf Stelzen". Der architektonischen wie der journalistischen Phantasie sind keine Grenzen gesetzt!
- 4 Cf. [Jean Henri Samuel Formey], *Conseils pour former une bibliothèque peu nombreuse, mais choisie*, Berlin: Haude et Spener, 1756, S. VII: "une Lettre du célèbre La Mothe le Vayer, qui justifie tout-à-fait mon idée [...], j'ai cru qu'elle feroit un ornement considérable de cette nouvelle Edition".
- 5 Id., S. X; zuvor die Unterscheidung von Büchern "d'une estude suivie & continuée" und von Nachschlagewerken "d'un usage & service passager, & à tems", auf die sich der zitierte Passus bezieht. Auf S. XV folgt eine weitere Formulierung und Unterscheidung von Büchern "pour estre d'un usage & service quotidien" und solchen, "in quibus immorari oportet & senescere".
- 6 Id., S. XVI.
- 7 Id., S. VIII.
- 8 Cf. Werner Oechslin, "Et Visui Et Usui" / "comparanda eruditione" – auf der Suche nach der verlorenen Ordnung der Bücher und ihrem Sinn, in: Joseph Jung (Hg.), *Ulrico Hoepli 1847–1935: "... am literarischen Webstuhl ..."*: Buchhändler, Verleger, Antiquar, Mäzen, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1997, S. 327–338, hier S. 331.
- 9 Formey 1756, S. 3.
- 10 Id., S. 5.
- 11 Cf. Charles-Louis de Secondât de Montesquieu, *Le Temple de Gnide*. Revu corrigé et augmenté, London [Paris]: [Huart], 1742, S. I.
- 12 Formey 1756, S. 10, charakterisiert diesen Topos von "l'esprit et le cœur" später als "cette division rebattue, mais pourtant juste & significative".
- 13 Cf. Montesquieu 1742, S. VII.
- 14 Cf. Formey 1756, S. 80.
- 15 Cf. Giulio Camillo, *Due Trattati dell'eccellentissimo M Giulio Camillo: L'Uno delle Materie, che possono venir sotto lo stile dell'eloquente: L'Altro della Imitatione*, Venedig: Nella stamparia de Farri, 1544, Fol. 11 v.
- 16 Id., Fol. 11 v.
- 17 Cf. Raymond Roussel, *Comment j'ai écrit certains de mes livres*, Paris: Alphonse Lemerre, 1935, S. 3.
- 18 Id., S. 8–10.
- 19 Id., S. 22.
- 20 Cf. Paolo Maria Paciaudi, *Memoria ed Orazione* [...] intorno la Biblioteca Parmense, Parma: Bodoni, 1815, S. 61. Paciaudis eigene Empfehlung zur Gratwanderung zwischen fester Ordnung und erwünschter Dynamik lautet: "In questo caso il Bibliotecario non deve collocare i libri immobilmente in un sito, donde non dipartansi più; ma deve disporli interinalmente come può." Cf. Werner Oechslin, *Die Quadratur des Kreises. Zur Entstehung einer Bibliothek*, in: *DU*, 1998, H. 1, S. 24–34, hier S. 32.
- 21 Zur Frühgeschichte der Bibliothek zusammenfassend: K. Dziatzko, *Bibliotheken*, in: *Paulys Real-Encyclopädie der Classischen Altertumswissenschaft*, Neue Bearbeitung, 3, Stuttgart:

- Metzler, 1899, Col. 405–424. – Bei la Mothe le Vayer, in: Formey 1756, S.VIII, lautet die Übersetzung des griechischen *ψυχῆς ἰατρείον* “animae medicatorium”; bei Giuseppe Sanchez, *Saggio di un Sistema di Bibliografia disegnato. Sull’ordine osservato da Giambattista la Porta, da Bacone, da d’Alembert e da Diderot nel quadro sommario delle conoscenze umane; preceduto da un discorso preliminare*, Neapel: Tipografia Francese, 1820, S.VIII: “Tesoro de’ rimedii dell’anima”.
- 22 Cf. Justus Lipsius, *De Bibliothecis Syntagma*, in: id., *Operum [...]* Tomus II., Lyon: Horace Cardon, 1613, S.892–898, hier S.896.
 - 23 Cf. Claude Clément, *Musei, sive Bibliothecae tam privatae quam publicae Extractio, Instructio, Cura Usus, Libri IV*, Lyon: Jacob Prost, 1635, S.2 ff.: “Sectio I. Varij fines extruendorum Museorum, & Bibliothecarum proponuntur.”
 - 24 Id., S.5.
 - 25 Id., S.7.
 - 26 Erst danach folgen einschlägigere Kapitel zum Nutzen “ex sacris voluminibus”, zum Beitrag der “prophana philosophia” zur Bildung von Tugend, zum Nutzen der Poesie, zur “Magnificentiae ostentatio”, aber auch zur “falsae eruditionis ostentatio” und letztlich zur “Nobilium ingeniorum consecratio”.
 - 27 Cf. Carl Ludwig Fernow, *Italianische Sprachlehre für Deutsche*, Tübingen: Cotta’sche Buchhandlung, 1815, S.IX.
 - 28 Cf. Sanchez 1820, S.X.
 - 29 Id., S.XIV.
 - 30 Cf. Alain Egli in einer Polemik (Wissen vom Web) gegen die Polemik von Ludwig Hasler (Dient das Internet der Aufklärung?), in: *Die Weltwoche*, 47, 23. November 2000, S.51.
 - 31 Cf. Dieter E. Zimmer, *Die Welt ist eine Scheibe. Gedruckte Enzyklopädien haben ausgedient. Das Nachschlagewerk der Zukunft ist digital*, in: *Die Zeit*, 7, 10. Februar 2000, S.45.
 - 32 Cf. Denis Diderot/Jean le Rond d’Alembert, *Encyclopédie, ou Dictionnaire Raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers, par une Société de Gens de Lettre*, I, Paris: chez Briasson, David l’aîné, Le Breton, Durand, 1751, S.I. – Zur durchaus komplexen Frage des enzyklopädischen Vorgehens cf. beispielsweise: H. M. Davidson, *The Problem of Scientific Order Versus Alphabetical Order in the Encyclopédie*, in: H. E. Pagliaro, *Irrationalism in the Eighteenth century*, Cleveland/London 1972, S.33 ff.
 - 33 Diderot/d’Alembert 1751, S.II: “Les connoissances réfléchies sont celles que l’esprit acquiert en opérant sur les directes, en les unissant & en les combinants.”
 - 34 Die Formulierungen gemäss der Darstellung bei: K. Rosenkranz, *Kritische Erläuterungen des Hegel’schen Systems*, Königsberg: Bornträger, 1840, S.145.
 - 35 Der Duden gab für Enzyklopädie bis vor kurzem immerhin noch die Bedeutungen Gesamtwissen und allgemeinwissenschaftlich, umfassend!
 - 36 Cf. Wilhelm Dilthey, *Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte* [1883], I, *Gesammelte Schriften* I, Leipzig/Berlin: Teubner, 1922, insbesondere: S.86 ff. und S.116 ff. – Cf. auch: id., *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Erste Hälfte, *Abhandlungen der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften*, Berlin: Verlag der Königlichen Akademie der Wissenschaften, in Commission bei Georg Reimer, 1910, passim und S.67–68.
 - 37 Cf. Wilhelm Traugott Krug, *Ueber den Zusammenhang der Wissenschaften unter sich und mit den höchsten Zwecken der Vernunft. Eine Vorlesung gehalten beym Anfange eines encyclopädischen Collegiums. Nebst einer Abhandlung über den Begriff einer Encyclopädie [...]*, Jena/Leipzig: Akademisches Lese-Institut / Joh. Ambros. Barth, 1795.

- 38 Id., S.6: die Alten hätten mit 'Encyclopädie' nicht eine "einzelne Wissenschaft", jedoch ein "Etwas, das aber als ein Inbegriff heterogener Theile von jeder einzelnen Wissenschaft verschieden war", begriffen.
- 39 Id., S.9.
- 40 Was an dieser Stelle unmittelbar folgt, ähnelt den Überlegungen zur systematischen Aufstellung von Büchern. Krug 1795, S.13 f., Anm. c, sieht hier die alphabetische, die reine Sachordnung sowie eine "gemischte Methode" als möglich an.
- 41 Krug 1795, S.46. Diese Überlegungen folgen in dem gemäss Paginierung nachgeordneten Teil mit dem Titel "Vorlesung über den Zusammenhang der Wissenschaften unter sich und mit dem höchsten Zwecken der Vernunft".
- 42 Krug 1795, S.50.
- 43 Cf. Diderot/d'Alembert 1751, S.XLVII.
- 44 Cf. Etienne Bonnot, Abbé de Condillac, *Essai sur l'origine des Connaissances humaines*. Ouvrage où l'on réduit à un seul principe tout ce qui concerne l'Entendement Humain, I, Amsterdam: Pierre Mortier, 1746, S.1. – Die zeitliche Koinzidenz *Encyclopédie/Condillac* hat schon Sanchez 1820, S.XVIII, Anm. 1) zum Ausgangspunkt von Überlegungen zur Vertiefung des inneren Zusammenhangs im "impero dell'intelletto umano" gemacht.
- 45 Diderot/d'Alembert 1751: in der berühmten, dem "Discours préliminaire" angefügten Tafel mit dem Titel: "Système figuré des connoissances humaines".
- 46 Cf. Francis Bacon, *Instauratio Magna* [1620], in: Francisci Baconis, Baronis de Verulamio [...] *Operum moralium et Civilium tomus* [...] *Adjecti sint, in Calce Operis, Libri duo Instauracionis Magnae*, London: Edward Griffin, 1638, S.47.
- 47 Cf. Etienne Bonnot, Abbé de Condillac, *Traité des Systèmes, Où l'on en démêle les inconvéniens & les avantages*, La Haye: Jean Neaulme, 1749, I, S. 11 ("Chapitre II. De l'inutilité des Systèmes abstraits").
- 48 Id., S.17.
- 49 Cf. Clément 1635, S.9.
- 50 Cf. [Jonathan Swift], *A Tale of a Tub. Written for the Universal Improvement of Mankind. To which is added, An Account of a Battel between the Antient and Modern Books in St. James's Library* [1704], London: John Nutt, 1710, zitiert nach dem separaten Titel des *Battel*.
- 51 Id., S.260.
- 52 Id., S.283.
- 53 Cf. Joh[ann] Jacobus Leibnitzius, *Inclutae Bibliothecae Norimbergensis Memorabilia* [...], Nürnberg: Wolfgang und Mauritius Endter, 1674.
- 54 Cf. K. Vossler, *Kulturgeschichte und Geschichte*, in: *Logos*, III, 1912, Heft 2, S.192 ff.
- 55 Id., S.200.
- 56 Id., S.200.
- 57 Cf. Ernst Cassirer, *Zur Logik der Kulturwissenschaften* [1961], Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1971, S.1 ff.: "Der Gegenstand der Kulturwissenschaft".
- 58 Id., S.10.
- 59 Cf. K. Vossler, *Sprachgemeinschaft als Gesinnungsgemeinschaft*, in: *Logos*, XIII, 1924, Heft 2, S.141 ff., hier Anm. 1, S.153.
- 60 Cf. Cassirer 1971, S.9.
- 61 Cf. Fritz Mauthner, *Wörterbuch der Philosophie*, Zweite vermehrte Auflage, II, Leipzig: Felix Meiner, 1924, S.258. Den Gegensatz "Natur und Kultur" – statt Natur und Geist – stellt auch Heinrich Rickert, *Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung*.

- Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften [1902], Tübingen: Verlag von J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 1913, S. VIII (Vorwort zur zweiten Auflage) deutlich heraus.
- 62 Cf. Giovanni Battista Vico, *De Nostri Temporis Studiorum Ratione*, Neapel: Felice Mosca, 1709, S. 9.
- 63 Id., S. 10.
- 64 Cf. Rickert 1913, S. 6.
- 65 Cf. Georg Simmel, *Der Konflikt der modernen Kultur*, München/Leipzig: Duncker & Humblot, 1918, S. 7.
- 66 Cf. Giovanni Battista Vico, *De Antiquissima Italarum Sapientia ex Linguae Latinae Originibus eruenda*, Neapel: Felice Mosca, 1710, Cap. I: De Vero, & Facto, S. 14.
- 67 Id., S. 14.
- 68 Cf. Cassirer 1971, S. 10.
- 69 Id., S. 126 ("Die 'Tragödie der Kultur'").
- 70 Cf. Vossler 1912, S. 205.

